Talent und Beruf.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Rathlos stehen manche Eltern vor der Zukunft ihres Kindes, wenn die junge Frage kommt, was es werden soll, und ob es zu dem, was es werden soll oder will, Talent hat. Sie glauben, ein solches Talent zu erkennen, und wollen es vielleicht auch begünstigen. Aber können sie sich darauf verlassen? Und was sollen sie nun thun? Wer gibt Rath?

Rathlos aber ist auch mancher, der gerathen gefragt wird. Er weiß, wie wenig wirkliche Erkenntniß da zur Verfügung steht, wie schwer im einzelnen Fall zu urtheilen und zu rathen ist, wie schwer auch das wenige, was sich hier im allgemeinen sagen läßt, ohne ein weites Ausholen mitzutheilen ist, und wie unangenehm es für alle Betheiligten wird, oftmals Belogtes immer wieder zu sagen.

Doch die Noth drängt, die Eltern wollen wissen, was sie thun sollen, und während eines unmündlichen Hin und Her kann ein Kind bereits auf einen falschen Weg gerathen sein. Deshalb will der Schreiber dieser Zeilen versuchen, von dem, was sich hier überhaupt sagen ließe, das Wichtigste etwa mitzutheilen: Winke zur Beobachtung, Rathschläge zum Vorgehen, Warnungen vor Mißgriffen. Und nicht nur die Beobachtung des Kindes thut hier noth, sondern auch die Beobachtung derer, die das Kind zur Beurtheilung und Behandlung übernehmen.

Leicht und angenehm würde dem Leser die Sache gemacht werden, wenn wir ihm mit Erzählungen von herrlichen Wunderkindern unterhielten. Allein gerade hier macht sich schon ein erster Fehler bemerkbar, der den Eltern und dem Kind und auch anderen Betheiligten schwersten Schaden zufügen kann. Wirkliche Wunderkinder sind so selten wie bedeutende Menschen überhaupt oder wie ungewöhnlich große Einkommen. Weil's in dem einen Falle so glänzend geht, soll's in anderen Fällen ebenso gehen. Von den paar außerordentlichen Erscheinungen spricht man, den Durchschnitt vergißt man. Ging's nach den vielen Schwärmereien von jungen Talenten, so würde die Welt voll lauter Geigen hängen. Es verhält sich aber etwas anders.

Ueberschätzungen also sind die nächste Gefahr, die uns droht. Ueberschätzt wird, was überhaupt vorhanden ist; überschätzt wird die Anlage, während nur durch Unterricht oder gar nur durch Drill einiges erreicht worden ist; überschätzt wird ein besonderes Talent, während lediglich eine günstige allgemeine Begabung vorliegt; überschätzt wird die Leichtigkeit, mit der ein Talent erkannt werden kann, und überschätzt wird der Erfolg, der Sieg des Talentes.

Verwechslungen aber sind es, die ganz besonders zu solchen Ueberschätzungen führen. Eine Verwechslung ist es schon, wenn es heißt, daß jedes echte Talent sich durchringt. Man beobachtet, daß ein Talent nicht Ruhe gibt, daß es immer wieder nach außen, zur Bethätigung drängt, und verwechselt dies nun mit dem Erfolg, der doch erst noch von sehr viel anderem abhängt. Verwechselt wird ferner mit der wirklichen Anlage zu einem Können die bloße Neigung oder Vorliebe oder Sehnsucht, die schließlich so viel Unruhe für die Umgebung des „Amateurs" erzeugt. Verwechselt wird, sobald ein Kind mit gutem Fortschritt etwas gelernt hat, das Erworbene mit dem Angeborenen, insbesondere aber die Aufgeweckheit und Bildungsfähigkeit überhaupt bei einem Kinde mit seiner Eignung zu diesem oder jenem besonderen Gebiet.

Anzeichen für vorhandene Talente oder Talentlosigkeit lassen sich gewiß angeben. Nur sind sie häufig trügerisch und reichen nicht weit. Am verhältnißmäßig sichersten sind die für außergewöhnliche Talente und für außergewöhnliche Talentlosigkeit. Solche Gaben oder Mängel verrathen sich bald; aber es sind eben die seltenen Fälle, und nach Rath und Hilfe wird gewöhnlich nur in den häufigsten, den Durchschnittsfällen gerufen. In diesen Fällen nun deuten die vorhandenen Anzeichen weit eher auf eine allgemeine als auf eine besondere Begabung. Das heißt: ein Kind erscheint zum Beispiel — und gerade dieses Beispiel kommt besonders häufig vor — als gut musikalisch und macht im Musikunterricht auch thatsächlich hübsche Fortschritte, würde jedoch in einem anderen Unterricht wohl ebenso hübsche Fortschritte erzielen.

Je jünger das Kind ist, desto schwerer sind die Anzeichen zu deuten. In verhängnißvoller Weise macht sich ein Talent doch erst in späterem Lebensalter geltend; und während wir zu sagen pflegen: „Das Kind hat Talent," sagen die Franzosen: „Das Kind wird Talent haben."

Halt ist es leider. Anzeichen für das Fehlen als für das Vorhandensein eines besonderen Talentes zu finden. Ein solches Anzeichen für das Fehlen ist schon das Auftauchen günstiger Zwischentöne auf mehreren, womöglich verschiedenen Gebieten, also zum Beispiel sowohl in der Musik wie auch in der Malerei, wie auch in Sprachen. Ein solches ist auch die den Meisten wohlbekannte Jagd nach neuen Lehrern und neuen Methoden. Sobald der Lernende an seinen Lehrern und an ihrem Verfahren viel auszusetzen hat, sobald er etwa gar zu seinem Unterweiser sagt: „Du magst ein ausgezeichneter Lehrer für andere sein, für mich bist du es nicht" — dann ist die Sache schon verdächtig. Das wahre Talent nimmt von seinem Führer das auf, was er Wesentliches bieten kann, wahrscheinlich sogar mit Gier, und läßt das übrige mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit beiseite.

Weiterhin verräth sich der Mangel an besonderem Talent — immer abgesehen von guter Allgemeinbegabung — durch das Abspringen. Es fehlt das Anhalten, die Zähigkeit, die straffe Zusammenziehung der Interessen, kurz die Einseitigkeit. Und diese ist nun das verhältnißmäßig sicherste positive Talentzeichen. Wenn also das Kind immer wieder zurückkehrt zu der fraglichen Sache, wenn es dabeibleibt und aushält, wenn es über seine Pflicht hinaus auch in Stunden der Erholung seine Freude daran hat, und wenn es dabei gar seine eigenen Versuche macht, wenn es produziren will: dann ist das ein ziemlich sicheres Anzeichen für das Vorhandensein eines besonderen Talentes.

Was wir aber hier nur im allgemeinen sagen konnten, das bedarf natürlich einer sachgerechten, fachmäßigen Anwendung auf die verschiedenen einzelnen Gebiete. Die Eltern und ihre nächsten Berather sind ja auf den allermeisten Gebieten keine Fachleute, können auf ihnen das Fachmäßige schwer von der bloßen dilettantischen Spielerei unterscheiden und richten durch diese Verwechslung leicht wieder unberechenbaren Schaden an.

Ein gewichtiges und immer wiederkehrendes Beispiel bietet die Musik. In ihr wird vielleicht das meiste an den Ueberschätzungen und Verwechslungen geleistet, die wir kennen gelernt haben. Eine Freude am Singen oder Spielen und ein Erlernen der Wiedergabe irgendwelcher Musikstücke auf einem Instrument — gewöhnlich dem Klavier — wird mit musikalischer Begabung oder Fähigkeit verwechselt. Das ist ja noch so gut wie gar keine Musik, selbst wenn's leidlich gemacht wird. Musik ist vor allem keine Sache der Finger, sondern eine des Gehörs, des äußeren wie des inneren, das heißt der Tonbilder in unseren Gedanken. Wenn also ein Kind Musikalisches gut hört, sich's merkt und gar selber Musikalisches hervorbringt, insbesondere also auf dem Instrument oder im Gesange gern und mit musikalischer Vernunft phantasirt: dann ist bei ihm spezifisches Musiktalent zu vermuthen.

Und nun die Hauptsache: bewähren kann sich das Talent nicht vor, sondern erst im Unterricht. Darüber müssen wir jedenfalls hinaus sein, daß das Talent nichts oder nur wenig zu lernen, zu üben, zu erwerben brauche, daß es besser seinen eigenen Weg gehe, als sich an die Lehre zu halten. Der eigene Weg kommt später; erst kommt der fremde. Selbst wenn ein Talent die Einwirkung eines Lehrers nicht nöthig hat — und dieser Zustand tritt ja nach längerer oder kürzerer Zeit jedenfalls ein — selbst dann kann das Talent eine solche Einwirkung immer gut gebrauchen, gebraucht sie besser als Nichttalente, und kann nun wieder an der Geschicklichkeit und Kraft dieses Gebrauchens erkannt werden.

Eine vortheilhafte Verständigung für die bang fragenden Eltern oder mindestens interessant für alle Betheiligten ist nun das verschiedene Verhalten verschiedener Leute, die da durchfragen und so weiter in die Sache hineingezogen werden. Der Pädagoge geht von dem Glauben an die Bildungsfähigkeit des Menschen, an die Kraft der pädagogischen Einwirkung, an die Berechtigung seiner Erfahrungen, die ihm aus so vielen Erfolgen geworden, aus. Deswegen wird er weniger von dem halten, was im Kinde schon ist, und mehr von dem, was aus dem Kinde gemacht werden kann.

Anders der Arzt, namentlich der Psychiater. Er ist daran gewöhnt, mit vorhandenen Organismen und Organisationen sowie mit ihrer Widerstands- und Erneuerungskraft zu rechnen. Er glaubt gern an die Macht der Vererbung und bekommt mit ihr auch deshalb mehr zu thun als der Lehrer, weil er die Eltern und sonstigen Verwandten des Patienten öfter sieht und sie leichter mit diesem vergleichen kann. Die Verwandten wundern sich, woher denn der Patient dies und das habe, und bemerken nicht das stille Lächeln des Psychiaters, der bei ihnen mit raschem Blick Eigenheiten des Patienten wiederfindet.

Der richtige Pädagoge wird auf die Frage, ob das Kind Talent hat, am ehesten antworten: „Das kann ich erst wissen, wenn ich das Kind länger unter meinen Händen gehabt habe." Ein Lehrer, der anders antwortet und insbesondere rasch, etwa auch schon nach kurzer Lehrzeit, von vorhandenem Talent spricht, kann den Eltern des Kindes nur verdächtig sein. Entweder er ist nur auf Geld aus und bethört zu diesem Zweck die Eltern, um sich seinen Erwerb zu sichern; oder aber er muß sich mit vielen minderwerthigen Schülern plagen, die nicht einmal genug Allgemeinbegabung, geschweige denn eine Sonderbegabung besitzen, und soll sie doch lehren, falls sie nicht sofort in einem besseren neuen Ankömmling aufathmend viel mehr, als in diesem wirklich trifft.

Zur „Talentprüfung" wird man sich deshalb möglichst an eine sachkundige Persönlichkeit halten, die es „nicht nöthig hat," und sich von ihr etwa einen nach minder „großen" Lehrer empfehlen lassen, selbst wenn's der „nöthig hat" — er wird sich dann wenigstens viel Mühe geben. Soll man dann selber, ohne Hilfe eines „Großen", einen guten und einen schlechten Lehrer unterscheiden, so wird man am zweckmäßigsten darauf achten, ob der Lehrer sich selbst möglichst sorgsam über die Qualitäten des Schülers unterrichtet. Dann ist er ein „guter".

Und nun wird das Zeichen des Talentes zur Aufgabe für das Talent. Soll es erfolgreich werden, so bedarf es jenes Dabeibleibens, von dem wir gesprochen haben — sagen wir kurz der „drei K": Konzentrirung, Konstanz, Konsequenz. Werden diese dem Talente zugemuthet, und hält dabei seine Aufnerksamkeit, sein Interesse, sein Wille kräftig stand, so haben wir das gewonnen, worauf wir uns Hoffnung gemacht.

Sind wir in solcher Weise vorsichtig, so können wir auch frohgemuth sein. Denn die Kinder sind reicher, als man meistens denkt. Das Kind ist keine „leere Tafel", sondern ein „Etwas", der nur richtig behandelt werden muß. Unendlich vieles schlummert in ihm, und irgend ein mehr oder minder besonderes Talent hat jegliches Kind, wie jeglicher Mensch irgend eine Berufung zu irgend einem Beruf. Ein normales Kind ist, kurz gesagt, zu allem zu haben, zu allem zu bringen — immer abgesehen von besonders hervorragenden Leistungen. Nur muß man auch für unsere Zwecke das thun, was überhaupt dem Kinde gegenüber das wichtigste ist: sich mit ihm beschäftigen, sogar vielfach beschäftigen. Dadurch hat man auch am besten Gelegenheit, auf irgend eine besondere Fähigkeit des Kindes zu stoßen; an dieser kann und soll man es fassen, und dann folgt das weitere, das wir schon kennen.

Dann wird man auch weniger in die Versuchung kommen, Ungeeignete in eine Lernbahn zu zwängen, zu der sie nicht taugen, und in der sie nur mit Ach und Weh durchgeschleppt werden, wie dies namentlich auf dem Gymnasium geschieht, dessen Unglücksschüler für irgend einen technischen oder sonstigen Beruf vielleicht die besten Glücksschüler werden würden. Die Hauptsache ist immer wieder: das fragliche Talent ausproben, mit Geduld, lieber etwas zu lange als zu kurz, aber dann auch danach weiter vorgehen.

Wir sagten, das Kind sei zu allem zu haben. Versteht sich: das junge Kind. Später scheidet sich von dem erst nur Allgemeineren das Besondere.

Es hat im allgemeinen wenig Sinn, mit einem Kinde in den ersten dreizehn oder vierzehn Lebensjahren auf einen besonderen Beruf hinauszuwollen. Hier braucht das junge Wesen eine Entfaltung nach vielen Seiten, schon damit keine Täuschung über das Talent eintritt. Der bangen Elternfrage nach diesem tritt aber nun die andere bange Frage zur Seite, wann denn die Ausbildung zu einem Beruf beginnen solle. Als Regel kann man sagen: soweit möglich erst nach der oben genannten Periode; soweit nöthig — oder wenigstens soweit zulässig und zweckmäßig — schon vor ihr.

Zu dem, was bereits vorher in Frage kommt, gehört am ehesten alles das, was leibliche Geschicklichkeit ist: also Leibesübungen für Sport, Reisen, Akrobatik; auch musikalische Fertigkeiten, das ist Instrumentenspiel in seinen Anfängen, aber mit der nöthigen, wirklich musikalischen Grundlage; und jedenfalls Zeichnen sammt etwaigen gewerblichen Fertigkeiten, wenn auf Gewerbe, Technik oder bildende Kunst als Beruf gerechnet wird.

Der Beruf selbst läßt sich am würdigsten als eine Berufung fassen, auch wenn zwar viele „berufen", aber nur wenige „auserwählt" sind. Für unsere praktischen Zwecke fragt es sich, wozu wir jemand für berufen halten, und wie weit er in den wirklichen Beruf hineinkommt. Da ist es nun merkwürdig, daß für ein weites Gebiet sehr wenig nach Talent und Beruf gefragt wird: für das der sogenannten gelehrten Berufe. Gymnasium und Universität, etwa auch eine technische oder ähnliche Hochschule werden sehr wahllos bezogen, am ehesten dann, wenn kein Grund für eine andere Laufbahn da ist. Ob Talent zur Wissenschaft vorliegt, wird nicht gefragt; und namentlich zur Juristerei geht, wer sonst nirgends hingeht.

Anders mit den mehr „praktischen" Berufen, zumal den künstlerischen. Hier wird wenigstens in der Regel nach dem Talent gefragt — weniger freilich nach dem eigentlichen Beruf. Hier tritt eine neue Unterscheidungssorge für die Hüter des Kindes auf. Talent und selbst Fachtüchtigkeit ist nämlich noch nicht auch Beruf, noch nicht auch die Lebenswidmung, die dieser verlangt.

Es ist ein eigenes Los mit den Personen, die sich zum Fach, aber nicht auch zum Beruf eignen. Das sind die Amateure — und zwar die im besten Sinn. Man kann sie sehr gut brauchen mehr sein wollen als Amateure, und besonders dann, wenn sie über reichliche Mittel verfügen. Wieviel verdankt nicht die Musik solchen „Liebhabern"! Auch wenn sie nicht selbst das Können des Berufsmannes haben, wenn sie mehr nur gern hören, gern betrachten, gern — kaufen, kann man sie auf den Schäden tragen.

Um so schlimmer sind im Gegensatze zu ihnen die Dilettanten als die Halbkönner, besonders wenn sie nicht über den „Pfuscher" oder „Stümper" hinauskommen. Hier beginnt wieder eine der Pflichten gegen das junge Talent. Dieses gar nicht in eine solche Richtung ziehen, als nachher dem wahren Berufsleben schaden! Gerade Familien, in denen viel Bildung und Eifer herrscht und entsprechende Mittel vorhanden sind, gerathen am meisten in solche Gefahren, während in einfacheren, ärmeren Familien die Kinder wenigstens von solchen Störungen frei bleiben.

Die Reihe vom elendesten Stümper bis zum würdigsten Amateur ist eine wesentlich andere als die, die mit dem schlichten, indifferenten, ungefährlichen Laien beginnt und über den Anfänger oder den Lehrling zum Gesellen, von da zum Meister führt, weiterhin den Handwerker vom Künstler und den Virtuosen vom Genie unterscheidet. Fachleute kennen sich da meistens gut und leicht aus und erkennen den Minderen an seiner Behandlung der intimeren Dinge des Faches und Berufes; wir anderen lassen uns leicht durch äußere Leistungen blenden, bis zu deren Grenze auch ein Dilettanteneifer führt. Und dessen Verwechslung mit Talent und Beruf ist eben die vielleicht wichtigste Sorge von Eltern um ihr vielversprechendes Kind.

Weniger schlimm ist hier eine Verwechslung von Kunst und Handwerk. Dessen Ehrlichkeit steht jedenfalls hoch über der Halbheit angeblicher Kunst. Noch mehr! Auf die so häufige Frage, ob ein Kind Künstlertalent hat, und wie dieses ausgebildet werden soll, gibt es für die bildenden Künste eine sehr verläßlich Antwort: Laß das Kind erst ein Handwerk lernen, auf dem sich dann ein Künstlerthum aufbauen kann! Ist genug Talent und sonstige Gunst des Schicksals vorhanden, so wird auf einer solchen handwerklichen Grundlage eine fruchtbare Künstlerlaufbahn möglich sein; anderenfalls hat man etwas Sicheres und Ordentliches in der Hand. Ein Künstler, der das Handwerk verschmäht, wird leicht ein „Handwerker".

Aber das Genie? Das ist eine Höhe, über die man nur über niedere Höhen hinweg gelangt. Das ist nur eben ein höherer Berg, ein gesteigertes Talent — gesteigert namentlich insofern, als es nicht nur Vorhandenes beherrscht, sondern auch Eigenes schafft, in schöpferischer Ursprünglichkeit sich selbst Gesetze gibt, die es dann aber auch einhält. Ein wenig davon ist bald jemand eigen, vor allem dem Kind. Um so schwieriger ist die Erkennbarkeit des Genies, Eigenkräftigkeit, aber im Aufbauen und nicht im Ablehnen, Eigenkräftigkeit, aber wenn sie etwas wirklich Werthvolles schafft: das ist des Genies Zeichen, und das ist folglich noch weit später zu erkennen als das bloße Talent.

Wir alle aber, die wir ein Talent besitzen oder es behüten sollen, betrachten die Sache am besten als ein Experiment der Vorsehung. Sie wartet ab, wie wir uns dazu verhalten, ob wir darüber hinaus wollen. Halten wir stand, und fallen wir nicht in einen Abgrund hinein, der sich daneben auftut, so haben wir uns im Experiment bewährt und das Spiel gewonnen.

Perkeo ein Tiroler?

Auch eine litterarhistorische Studie.

Das war der Zwerg Perkeo
Im Heidelberger Schloß,
An Wuchse klein und winzig,
An Durste riesengroß.

So sang ein ewiger Student aus seiner Seele. Der feuchtfröhliche „Genius loci", Alt-Heidelbergs Burschenherrlichkeit, hatte ihn wiederum berauscht und in der durstigen Phantasie des burschikosen Klassikers entpuppte sich aus dem historischen Clemens Perkeo, weiland Knopfmacher, Zwerg und Hofnarr des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, benannt: der Faßkönig, dessen wirklicher philosophischer Trinkspruch und Weinsonnerän von a. D. 1728, der ebensowenig aus der Welt wandern wird, wie der deutsche Durst.

Wer war denn der kleine feine Herr, der das Glück hatte, den Heidelberger Sänger zum Homer zu erhalten? Joseph Victor von Scheffel kannte blos den höfischen Namen in seinem bisherigen „monumentum aere perennius", der Holzfigur am kurfürstlichen Faß. Aber weder Faß noch Figur stammen aus Perkeos Zeiten. Das größte der großen Fässer, das ehedem 220,000 Liter Wein enthielt und heute noch trotz seiner Leere als „miraculum mundi" von Tausenden bewundert wird, hat erst Kurfürst Karl im Jahre 1751 erbauen lassen. Perkeos weltberühmtes Wunderfäßlein stammte von Karl Ludwig und soll ungefähr 200 Fuder Wein gefaßt haben und nach [illegible] getreuen Wächters noch einen schädigen Rest enthalten haben. Es war nun gerade kein rheinischer Malvasier, von dem Scheffel singt, sondern das gewöhnliche Pfälzerwald- bei Klingenberg, das diese jeweiligen Ungeheuer in ihren ehernen Bauch aufnehmen. Ihre Weltberühmtheit erlangten die Heidelberger Fässer trotz alledem erst seit Wiederentdeckung der Schloßbewunderlichkeiten, und nicht zuletzt durch Scheffels stimmungsvolles Gedicht, zu dem Stephan Grove 1861 die bekannte Weisekomposition schrieb. Gottfried Dreher hat, anspielend auf Barbarossas Erwachen im Kyffhäuser, auf dieselbe Melodie ein zweites Lied gedichtet, das heute ebenfalls zum dichterischen Gemeingut des deutschen Studenten gehört.

Scheffels Hohes Lied auf den Zechbruder war aus einem Reiseerlebniß erwachsen. Im Jahre 1846 hatte der „ewige Burschenschafter" Alt-Heidelberg in der Stimmung eines Reisenden wiedergesehen. Er schrieb darüber etwas später an einen Freund: „Im September benützte ich die Durchreise eines Münchener Hofraths von Schlichtegroll, in dessen Haus ich in München sehr freundlich aufgenommen war und der nun mit seinen Töchtern eine Rheinreise machte, mich ihm als Mentor für Heidelberg und umliegende Dörfer anzubieten, und brachte ein paar Tage auf dem alten klassischen Boden zu. Des Tags über ging ich mit ihnen herum, und abends fand ich auf der Kneipe, die sich unterdessen recht flott gemacht hatte, eine alte Garde von Leuten . . . An mancherlei Ulk hatts auch nicht gefehlt . . . ." Natürlich hatte der zechfrohe Cicerone seine vielen Gäste auch in den Keller des Heidelberger Schlosses geführt, wo dem Riesenfaß gegenüber die Holzfigur des winzigen Hofnarren steht. So war er selber der „Kellergruft" Perkeos des Morgens als „frommer Pilger" genaht und war in der kommenden Nacht als „Weinvertilger" von der feuchten Luft angesteckt worden . . .

Es hat mir nun einen besondern Spaß gemacht, schreibt Anton Dörrer in einem reichsdeutschen Blatte, den Zechsouverain auf seinen geschichtlichen Wahrheitsgehalt zu prüfen und nach seinem Taufbüchlein zu fahnden. Letzteres habe ich nun freilich bis zur Stunde nicht auffinden können. Aber ein kecker Gedanke ist mir beim Weinschlurf aufgeblitzt, als ich den Geist Perkeos angerufen, und mit ihm will ich nun hausiren gehen, wie es einem „Germanisten" mit seiner Weisheit geziemt.

Die hohen Herren des 16. bis 18. Jahrhunderts, die sich Landesväter schelten lassen konnten, hatten gar oft Langeweile, sintemalen sie oft meist ihr Geld und Gut verputzt, Unterthanen verkauft und den eigenen Stammsitz verschuldet hatten. Nun hatte das Land Tirol die zweifelhafte Ehre, als Narrenfabrik mehr als ein Jahrhundert angesehen zu werden. Meist waren es wohl armselige Tolpatsche, hie und da aber komische Käuze, denen der Doktorhut und Doktormantel ihres shakespearischen Witzes und Spottes halber besser gepaßt, als die Narrenkappe und das Schellenkleid in den Farben eines deutschen „Herrschers". Perkeos wanderlicher weiseiner Herr und Meister Kurfürst Karl Philipp beklebete, bevor er das pfälzische Erbe seiner Väter antreten konnte, die Stelle eines kaiserlichen Gouverneurs in Innsbruck. Da liegt es wohl nahe, daß der abziehende Statthalter seinen Perkeo aus dem „Narrenland" als guten Bekannten mitnahm oder von dort sich seinen Mann verschreiben ließ, auf daß auch in Zukunft dieser Unterhaltungspunkt in seinem Arbeitsprogramm nicht fehle. Eine Erklärung des scheinbar räthselhaften Namens habe ich bei dieser Annahme bald gefunden. Ist doch in der Studentenwelt der ulkige Biername „Warum" („Perche" auf Italienisch) beliebt! Ein Sprachunkundiger hat wohl das Wort italienisirt, indem er die welsche Endung o anhängte. Und ein solcher Name paßte doch auf einen Spaßvogel und Knopfmacher, der aus dem doppelsprachigen Südtirol stammte.

Wenn ich mir die volle Holzfigur gegenüber dem leeren Faß näher ansehe, kann ich mir überhaupt nicht erklären, daß man nicht schon längst darauf gekommen, daß diese Darstellung (die Abbildungen des Originals weisen noch deutliche Spuren auf) das Werk eines Grödeners ist. Gröden ist das schönste und bedeutendste Seitenthal des Eisak in den Dolomiten. Seine fleißigen, arbeitstüchtigen Bewohner sind heute allgemein durch ihre Holzschnitzereien bekannt und sprechen eine Abart der lateinischen Sprache, und der Sprachenübergang entwickelt bei ihnen die tollsten Formen. Einem Kenner der dortigen Sprachverhältnisse wird selbst ein Perkeo kein Unding sein.

Das Interessanteste an der ganzen Sache ist nun freilich ein Hiftörchen, das man beim Abgang des nachmaligen Kurfürsten in hohen Kreisen sich erzählte. Auf Gubernial- (Tiet Wein-) reisen soll der trinkbare Faßkönig „in Urtisel (St. Ulrich) dem Hauptort von Gröden, einen verkrachten Studenten und nunmehrigen Knopfmacher gefunden haben, wie dieser eine neue Philosophie ausdenken wollte. Und diese Maximen [illegible] dem Gemüthe

die Wahrheitsgegenständlichkeit zu verwirklichen. Der alte kam, sah und packte den ewig bezechten Studenten-Knopfmacher zusammen, und der hohe Rath von Ulisses beschloß, als Perkeo eines seligen Andet verstarb, dem kurfürstlichen Hofnarrenphilosophen ein würdiges Mörtel zu setzen. Noch heute singt man dem S. „Auftrag", wenn einer zum Dr. cerevisiae, d. h. zum Faßkönig erhoben wird, so ungefähr:

Der Weinkauf war, der Weinkauf sei es,
In ihm liegt unser Heil allein,
Und ganz Europa wird ein freies,
Ein permanentes Lichtenhain . . .

Nach all dem Gesagten, sagt Dörrer, der ein Tiroler ist, bin ich als „Mann vom Fach" selbst überzeugt, daß Perkeo mein ehrlicher Landsmann ist. Und ich fordere alle meine Berufsgenossen auf, von unserm Heidelberg, Oesterreichs herrlicher Studentenstadt am Inn, mit dem Brustton der Ueberzeugung das Lied vom braven Landsmann hinauszuschmettern. Und die alma mater oenipontana möge das einzige echte Gemälde dieses „Tiroler Helden", das die städtische Alterthümersammlung auf dem Schlosse zu Heidelberg verwahrt, für ihren noch viel älteren Palast erwerben. Es stammt von dem Porzellanmaler Adrian von der Werff, der als Hofmaler beim Kurfürsten Karl Philipp fungirte. Die kleine Größe ist dargestellt in ihrer Weinseligkeit, mit den Insignien eines Ritters und Kammerherrn des trinkbaren Faßkönigs. Dagegen stellt die neu hergestellte Figur gegenüber dem Fasse den Knirps dar, wie er, unbekümmert um den Stundenzeiger, den Becher zu dem Munde hält:

„Die Wahrheit liegt im Weine,
Beim Weinschlurf sonder End'
Erklär' ich alter Narre
Mich fortan permanent!"

Gräßlicher Aberglaube.

In den gebirgigen Gegenden Nordbulgariens herrscht der Glaube, daß der infolge übermäßigen Branntweingenusses erfolgte Tod eines Menschen Dürre im Lande erzeuge. Nur durch „Annageln" seiner Leiche mit Eschenpfählen an den Boden könne das Unheil abgewendet werden. Vor wenigen Jahren erst führte dieser furchtbare Aberglaube zu einem gräßlichen Mord. In einem großen Dorfe lebte ein Bauer, der infolge seines eingezogenen Lebens und seiner durch zahlreiche Schicksalsschläge hervorgerufenen Verbitterung den Ruf eines Hexenmeisters genoß, obwohl er der gutmüthigste, hilfsbereiteste Mensch von der Welt war. Unter dem Wahne des Volkes hatte auch seine bildschöne Tochter Grunja zu leiden, denn ein Bursche, der sie liebte, wurde von seinen Eltern gezwungen, Grunja, die „Hexenmeisterstochter," sitzen zu lassen. Schließlich waren der Alte und seine Tochter förmlich in die Acht erklärt. Das nahm sich der Bauer so zu Herzen, daß er übermäßig zu trinken anfing und eines Tages im Rausche starb. Kaum war er todt, begann eine große Dürre. Man schrieb sie dem unseligen Aberglauben gemäß dem Verstorbenen zu. Eine Anzahl Bauern begab sich nach dem Kirchhof, um den Todten auszugraben und an ihm „das Gericht zu vollziehen". Das Unglück wollte es, daß Grunja eben betend am Grabe ihres Vaters kniete und ihre völlige Verlassenheit beweinte. Man glaubte, eine Hexe bewache des Alten Grab, drang auf das arme Mädchen ein, schlug sie mit einem Beile nieder und zerstampfte ihren Körper buchstäblich mit den Stiefeln zu einer blutigen Masse. Dann scharrten sie den Verstorbenen aus seinem Grabe heraus, thaten ihm, wie sie gewollt, und gingen seelenruhig nach Hause.

Noch fürchterlicher ist ein anderer Fall. Hier besaßen zwei Brüder ein ziemlich großes Bauerngut. Da brach eines Sommers Mißwachs und Dürre über die Gegend herein, und am schlimmsten wüthete beides in dem Eigenthum der beiden Brüder. Da wandten sich diese an eine Wahrsagerin im Dorfe, die verkündete, daß die Mutter der beiden Brüder selbst die Hexe sei, die das Unheil über die ganze Gegend gebracht habe. Man solle sie dem Volke vorführen und sie auffordern, entweder zu bekennen oder sich der Feuerprobe zu unterwerfen. Die Söhne gestatteten den Nachbarn, sich in ihrem Hofe des Abends zu versammeln und das Verhör der Mutter vorzunehmen. Man errichtete im Hofe einen ungeheuren Scheiterhaufen und schleppte die Bäuerin vor das versammelte Volk. Vor Schreck verlor die arme Alte die Sprache. Da sie auf alle Fragen keinen Laut hervorbringen konnte, nahm man dies für ein Schuldbekenntniß und vollzog das „Gericht" an der Unglücklichen. Man fesselte sie zunächst an einem Pfahl, dann machte man allerlei eisernes Geräth an Feuer glühend und „brannte" den Körper des armen Weibes damit. Als sie immer noch kein Wort sprach, denn sie war inzwischen bewußtlos geworden, riß man den Pfahl aus, band sie mit Ketten darauf fest und begann nun, den Pfahl unaufhörlich über dem Feuer drehend, das arme Weib bei lebendigem Leibe zu braten. Die beiden Söhne duldeten das nicht nur ruhig, sondern sie [illegible] bis den Pfahl drehenden Männern mehrmals ab. Als die Frau todt war, zerhackte man ihren Leichnam und begrub die Stücke in aller Stille hinter einer Scheune.

— Das größte Versicherungsgeschäft der Welt. Ueber $12,000,000,000 Versicherungen auf das Leben von Angehörigen der Armee und Flotte sind von dem Kriegsrisiko-Bureau der Bundesregierung ausgeschrieben worden. Per ersten Jahre betrug die Gesammtversicherung in den Ver. Staaten ungefähr $22,000,000,000. In wenigen Monaten hat die Bundesregierung über 50% dieses Betrages ausgeleert. Sie gewährt den Versicherten diese Versicherung zu den gleichen Raten, welche Privatgesellschaften zu Friedenszeiten berechnen. Das zusätzliche Risiko, das durch den Dienst in Armee und Flotte hervorgerufen wird, ist von der Regierung übernommen worden. Der Schatzamtssekretär McAdoo erklärt die Soldaten- und die Seeleute-Versicherung für eine der gerechtesten, weisesten und menschenfreundlichsten Einrichtungen, die eine Nation je für ihre Streitkräfte geschaffen hat. Wenn Amerikaner ihre Privatbeschäftigung aufgeben, um dem Rufe zu den Landesfahnen zu folgen, und sich den Gefahren des Krieges aussetzen, ist es nicht mehr als in Ordnung, daß die Nation das sich aus letzteren ergebende Risiko übernimmt. Diese Ansichten werden von den Soldaten und Seeleuten und auch vom amerikanischen Volke getheilt. Die Ungerechtigkeiten, die Parteilichkeit, die Ungleichmäßigkeit und andere Nachtheile des veralteten Pensionssystem sind durch ein gerechtes und großmüthiges Versicherungssystem ersetzt worden, dessen Vortheile sich über 90% der Streitkräfte der Ver. Staaten zu Nutze gemacht haben.

Zwangs-Syndikat der Braunkohlenwerke. Wie das B. T. meldet, hat der preußische Handelsminister die ostelbischen Braunkohlenwerke zur Bildung eines Syndikats aufgefordert, und als Endtermin zu dessen Errichtung den 18. Februar bestimmt. Veranlassung dazu gab der Umstand, daß die Eintracht-Braunkohlenwerke und die Niederlausitzer Kohlenwerke das Niederlausitzer Kohlensyndikat gekündigt und bereits ein obsiegendes Urtheil in dem Prozeß erzielt haben. Um den sich hieraus ergebenden wirthschaftlichen Nachtheilen zu begegnen, fordert der Handelsminister einen neuen Zusammenschluß, in dem nicht nur die bisher in den Niederlausitzer Braunkohlensyndikat vereinigten Werke, sondern auch die Gruppen Forst, Kotbus und Frankfurt an der Oder einbezogen werden sollen.

Adelsverfolgung in Estland. Aus Petersburg, 19. Februar, wird geschrieben: Am 15. Februar beschloß das Exekutiv-Kommittee der Soviets von Estland die Setzung der Adelskaste außer Gesetz und beschloß ihre Massenverhaftung für die Männer von 17 Jahren und die Frauen von 20 Jahren an. Die Adeligen sind angeklagt, ein Komplott gegen die Autorität der Soviets geplant und einen Delegirten nach Berlin geschickt zu haben, um die Intervention des Kaisers für Estland zu erbitten. Der Justizkommissär protestirte gegen die außerordentliche Maßnahme und verfügte sofort die Einsetzung eines Revolutionsgerichts, das beauftragt ist, die Schuldigen zu bestrafen, wenn sich der Verdacht als begründet erweise.

34,000 Mark an einem Pferde verdient. Die Preise für werthvolles Pferdezuchtmaterial und Gebrauchspferde sind in Deutschland bedeutend gestiegen. Es handelt sich dabei nicht nur um Vollblüter, sondern auch um Halbblüter, die in den Provinzen zur Zucht gebraucht werden. So kaufte der schleswig-holsteinische Züchter Arffsten in Midlum auf Föhr vor zwei Jahren einen Hengst für 6000 Mark, den er nunmehr an eine Pferdegenossenschaft seiner Provinz für 40,000 Mark abgab. Der Verdienst von 34,000 Mark an dem Pferd dürfte wohl auf diesem Gebiet einen Rekord darstellen.

Am Gregzaun gefödelt. Aus Bonfol wird unterm 6. Februar gemeldet: Zwischen Oberlarg und Winkel, nahe der elsässisch-schweizerischen Grenze, wurde letzter Tage ein Soldat, der den elektrisch geladenen Drahtzaun vor der neutralen Zone zu übersteigen versuchte, um in die Schweiz zu flüchten, vom elektrischen Strom getödtet. Der Mann stammt aus dem Rheinland (Aachener Gegend.)

Stoßseufzer.

Fräulein Aeltlich: „Ach, wer doch in der vorchristlichen Zeit gelebt hätte, als die Zeitrechnung abwärts ging!"

Ach so . . .!

Einer, der sich am Postschalter Freiwarten kaufen will, zu dem vor ihm in der Reihe stehenden Herrn: „Entschuldigen Sie — klebt man sich die Marken hier selbst auf?"

„Nein — auf den Brief!"